

Ulrich Baron

Traurige Tropen

Zur Aktualität von Claude Lévi-Strauss

Vor hundert Jahren, am 28. November 1908, wurde er in Brüssel geboren: Claude Lévi-Strauss, der Ethnologe und Anthropologe, der als Begründer des Strukturalismus gilt. Er studierte an der Pariser Sorbonne, wurde 1935 als Professor nach Sao Paulo berufen und unternahm zwischen 1935 und 1939 mehrere Forschungsreisen im Amazonasgebiet. Eines seiner Hauptwerke, Traurige Tropen, ist soeben bei Suhrkamp wieder erschienen.

Ulrich Baron

(* 1959) ist Literaturwissenschaftler und arbeitet als Kritiker und freier Publizist in Hamburg.

ulrich.baron@t-online.de



»What are the roots that clutch, what branches grow / Out of this stony rubbish? Son of man, / You cannot say or guess, for you know only / A heap of broken images, where the sun beats«, schrieb T. S. Eliot 1922 in seinem großen Gedicht *The Waste Land*. Fast zwei Jahrzehnte später entwarf Walter Benjamin sein Bild vom Engel der Geschichte, den ein Sturm aus dem Paradies fortweht, während er hilflos auf die Trümmer zurückschaut, die jene Macht hinterlässt, die wir Fortschritt nennen.

Eliots »Gehäuf zerbrochener Bilder unter Sonnenbrand« und Benjamins Furie Fortschritt lässt sich die Feststellung des vor 100 Jahren geborenen Claude Lévi-Strauss an die Seite stellen, nach der die Tropen traurig sind. Stärker als sein theoretisches Hauptwerk *Les structures élémentaires de la parenté* (1949, »Die elementaren Strukturen der Verwandtschaft«) und das Opus maximum *Mythologiques* (1964-1971, »Mythologica«), stärker auch als sein begriffsbildendes Werk *La pensée sauvage* (1962, »Das wilde Denken«) haben seine *Tristes Tropiques* von 1955 den Na-

men Lévi-Strauss weit über den Bereich des Strukturalismus und der von ihm maßgeblich geprägten strukturalen Ethnologie hinaus bekannt gemacht. Dabei wirkt schon sein Einleitungssatz wie eine Antizipation jener Kritik, die von stärker empirisch orientierten Forschern gegen seine theoretischen Werke ins Feld geführt werden sollte: »Ich verabscheue Reisen und Forschungsreisende«.

Trotzdem werde er über seine Expeditionen berichten, fährt er fort, um sich dann über die Meilenschinderei gewisser Forschungsreisender zu mokieren, deren »Plattitüden und Banalitäten« allein »durch eine Strecke von zwanzigtausend Kilometern geadelt« würden. Mit Hohn äußert er sich auch über die bis heute anhaltende Manie, angeblich noch unentdeckte »Wilde« an Orten zu entdecken, »wo es seit zwanzig Jahren eine Missionsstation gibt, die dauerhafte Beziehungen zu den Eingeborenen unterhält«.

Er selbst war 1935 nicht als Pionier in die Tropen gekommen, sondern als Mitglied einer Gruppe junger Professoren, die gerade erst ihre Arbeit an Frankreichs Provinzgymnasien aufgenommen hatten, als ihr Lehrer Georges Dumas sie zur Gründung der Universität von Sao Paulo nach Brasilien berief. Zuvor hatte Lévi-Strauss an der Sorbonne Rechtswissenschaften und Philosophie studiert. Bald pendelte er über den Atlantik zwischen Brasilien und Frankreich, dort an der Heranbildung einer

neuen Elite mitwirkend, hier die Freunde vom Pariser Musée de l'Homme bei ihrem Bemühen unterstützend, die Ethnologie aus ihrem Schattendasein in einem »dunklen, eiskalten und auffälligen kleinen Hörsaal« herauszuführen.

Für diesen Wanderer zwischen den Welten und Kulturen lag die Suche nach den Strukturen und den Möglichkeiten ihrer Erfassung nahe. Seinem Gegenstand näherte sich Lévi-Strauss in fast poetisch anmutender Weise, die an die Denkbilder Benjamins erinnert: »Brasilien war in meiner Vorstellung eine Garbe gebogener Palmzweige, hinter denen sich bizarre Architekturen verbargen, das Ganze in einen Geruch von Räucherpfannen gehüllt, ein Detail, das sich, so schien es, durch den unbewusst wahrgenommenen Gleichklang der Wörter ›Brésil‹ (Brasilien) und ›grésiller‹ (knistern) einschlich, die aber mehr als jede andere seither gewonnene Erfahrung erklärt, warum ich noch heute bei dem Wort Brasilien zuerst an Brandgeruch denke.«

Diese synästhetische »symbolische Lektion« habe ihn gelehrt, »dass sich die Wahrheit einer Situation nicht durch ihre tägliche Beobachtung ergründen lässt«, und dass eine Forschungsreise weniger einer Wegstrecke als einer Ausgrabung ähnele: »eine flüchtige Szene, ein Stück Landschaft, eine aufgeschnappte Redewendung ermöglichen es als einzige, sonst unergiebig Horizontale zu verstehen und zu deuten«.

Solch intuitiver Erforschung Brasiliens stand freilich entgegen, dass es dort Mitte der 30er Jahre nicht einmal flüchtige Ur-Szenen mehr aufzuschnappen gab – zumindest offiziell und was die Indianer betraf: »Ach, verehrter Herr, das sind Lichter, die alle erloschen sind. Ja, ein trauriges, sehr beschämendes Kapitel in der Geschichte meines Landes«, habe ihm der brasilianische Botschafter in Paris seinerzeit gesagt. Schon die portugiesischen Siedler des 16. Jahrhunderts – »geldgierige und brutale Menschen« – hätten sie ausgerottet. Doch damit habe der Diplomat nur

von dem »beliebtesten Zeitvertreib« seiner Eltern und noch seiner eigenen Jugend ablenken wollen: »diese pflegten nämlich in den Krankenhäusern die verseuchten Kleidungsstücke der Pockenopfer zu sammeln und sie, zusammen mit anderen Geschenken, entlang der Pfade aufzuhängen, die noch von einigen Stämmen benutzt wurden«.

Lévi-Strauss schrieb dies fast anderthalb Jahrzehnte, nachdem er selbst dem Holocaust auf einem überfüllten Fluchtlingsschiff entkommen war. Seine Untersuchungen bei den überlebenden Indianerstämmen Amazoniens, seine Suche nach den universellen Strukturen menschlichen Denkens im »Regenbogen der menschlichen Kulturen« erschöpfen sich nicht in Deskriptivität. Vielmehr sieht er zwischen den Trümmern und Opfern der Geschichte auch etwas Messianisches, einen menschlichen Impetus, der sich auf etwas richtet, das verloren oder außer Reichweite ist.

Man müsse die komplexen Tätowierungen der brasilianischen Caduveo-Frauen als die »Phantasien einer Gesellschaft deuten und erklären, die mit ungestillter Leidenschaft nach Mitteln sucht, die Institutionen symbolisch darzustellen, die sie hätte haben können, wenn ihre Interessen und ihr Aberglaube sie nicht daran gehindert hätten«.

Was für eine »bewundernswerte Kultur, deren Traum die Königinnen mit ihrer Schminke einfangen« schwärmt der Forscher-Poet, »Hieroglyphen, die ein unerreichbares Goldenes Zeitalter beschreiben«. Goldene Zeitalter liegen immer in der Vergangenheit. Alte Berichte sprechen von Städten am Amazonas, wo Lévi-Strauss nur Dschungel und Dschungelbewohner gefunden hatte: »Musste man in ihnen nicht die ersten Bewohner Brasiliens sehen, die entweder tief im Busch vergessen oder, kurz vor der Entdeckung des Kontinents, von kriegerischen Völkern, die sich von irgendwo aufgemacht

hatten, die Küste und Flusstäler zu erobern, in diese ärmsten Gegenden zurückgedrängt worden waren?»

Heute, da mit dem Dschungel auch noch die letzte Zuflucht der Urwaldbewohner verschwindet, geben die zurückweichenden Wälder dem Sonnenbrand und der Wissenschaft die Bruchstücke dessen preis, was jenem Goldenen Zeitalter einst vielleicht nahe gekommen war. Erst vor kurzem wurden am oberen Rio Xingu die Überreste präkolumbianischer Städte entdeckt, die von Gesellschaften zeugen, deren urbane Organisationsfor-

men komplex und zu einer nachhaltigen Bewirtschaftung des kargen Bodens fähig gewesen waren. Welche Sünden mögen deren Bewohner, die Menschen waren wie wir, begangen haben, um eines Tages in der Grünen Hölle des Regenwaldes zu enden? So haben die *Traurigen Tropen* von Claude Lévi-Strauss bis heute nichts an Aktualität verloren.

Claude Lévi-Strauss: Traurige Tropen. (Aus dem Französischen von Eva Moldenhauer. Mit zahlreichen Abbildungen und 40 Gouachen von Mimmo Paladino). Suhrkamp, Frankfurt/M. 2008, 541 S., € 38,00.

Peter Merseburger

Bürger-Aristokratin ohne Schizophrenie

Klaus Harpprechts Dönhoff-Biografie

Peter Merseburger

(*1928) früherer Fernsehjournalist, ist freier Publizist. 2007 veröffentlichte er bei DVA die Biografie von Rudolf Augstein.

peter.merseburger@wanadoo.fr



Sie ritt und sie jagte mit Leidenschaft, sie hatte eine Passion für elegante Sportwagen, die häufig mit einer souveränen Verachtung von Geschwindigkeitsbegrenzungen einher ging, ja ihr ganzes Umfeld war maskulin bestimmt. Ein Foto zeigt sie mit ihrem Bruder Christoph in Kenia auf Safari: Breitrempiger Hut, das Gewehr mit Zielfernrohr zwischen den Knien, sitzt sie als Waidfrau stolz hinter einem von ihr erlegten Leoparden, der gewagt hatte, sich nachts ihrem Camp zu nähern. Stets zog sie das Gespräch mit Männern dem mit Frauen vor, vorausgesetzt, die Herren waren interessant, prominent, geboten über politische Macht oder zeichneten sich durch Origina-

lität und die Kraft ihrer Persönlichkeit aus. So sieht es Klaus Harpprecht, der jetzt eine große Biografie von Marion Gräfin Dönhoff vorgelegt hat – jener Chefredakteurin, später Herausgeberin der *Zeit*, die wohl die bedeutendste Journalistin unter den Deutschen des 20. Jahrhunderts gewesen ist und bis heute als Ikone des deutschen protestantischen Bildungsbürgertums gelten darf.

Bis in die Fingerspitzen von ihrer adligen Herkunft bestimmt, nennt der Autor sie doch eine Bürger-Aristokratin, die ohne den leisesten Anflug von Schizophrenie beides gelebt habe, die Existenz der Gräfin und der Bürgerin (als *citoyenne*), die ihre Briefe stets ohne Adelstitel zeichnete. Doch der Weg zur Bürgerin war weit, der Einstieg in den Journalismus kam spät, und eine bekennende Preußin blieb sie, die man ab Ende der 60er Jahre wegen ihres Eintretens für die sozialliberale Koalition und Willy Brandts neue Ostpolitik ironisch auch die »rote Gräfin« nannte, bis an ihr Lebensende. Allerdings war es kein wilhelminisches, sondern eher ein abstraktes, vom Fri-